

Weißer. „Allein!“ murmelte das von den Schwänen bewegte Wasser. „Allein!“ säufelte es in den Gebüsch.

„Allein!“ schrie es in dem Herzen der Königin, und sie sank nieder in das Gras, bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen und weinte laut.

Da auf einmal rief eine Stimme aus der Ferne: „Die Königin! Wo ist die Königin?“

Marie Antoinette sprang empor, sie trocknete ihre Augen! Es soll Niemand sehen, daß sie geweint hat! Die Thränen gehören nur der Einsamkeit! Aber sie hat selbst keine Einsamkeit mehr!

Die Stimme kommt näher und näher, und Marie Antoinette folgt ihrem Schall. Sie weiß, daß sie neuem Unglück entgegengeht. Man kommt nicht nach Trianon, ihr Freudenbotschaften zu bringen, man kommt, ihr zu sagen, daß das Unheil sie in Versailles erwartet, und daß die Königin ihm Audienz geben soll!

Ein Mann kam eilenden Laufes aus dem Gebüsch, den gebundenen Fußweg daher. Marie Antoinette schaute ihm entgegen mit spähendem, scharfem Auge.

Wer ist er, dieser Herold des Unglücks? Keiner von den Hofbedienten, keiner von den Cavalieren. Er trägt das einfache, schmucklose Kleid eines Bürgers, eines Mannes vom dritten Stande, von diesem Tiers-État, welcher der armen Königin so viel Kummer und Trübsal bereitet hat! Wer ist er? Kennt sie ihn?

Er hatte vielleicht in ihrem Antlitz ihre Frage gelesen, denn wie er jetzt athemlos, leuchtend zu ihren Füßen niedersank, murmelten seine Lippen: „Vergebung, Majestät, Vergebung, daß ich störe! Ich bin Toulan, Ihr getreuester Diener, und Frau von Campan ist es, die mich sendet.“

„Toulan! Ja wohl, ich erkenne Sie jetzt,“ sagte die Königin hastig. „Sie waren es, welcher mir damals die schlimmste Nachricht von der Freisprechung des Cardinals von Rohan brachte, nicht wahr?“

„Es scheint, Majestät, daß das grausame Schicksal mich immer dazu ausersehen hat, meiner erhabenen Königin schlimme Botschaft zu bringen,“ murmelte Toulan. „Auch heute komme ich nur mit solcher.“

„Was ist es?“ fragte die Königin lebhaft. „Ist meinem Gemahl etwas geschehen? Sind meine Kinder bedroht? Sprechen Sie schnell, sagen Sie Nein, oder Ja, lassen Sie mich auf einmal die ganze Wahrheit erfahren. Ist der König todt? Sind meine Kinder in Gefahr?“

„Nein, Majestät!“

„Nein,“ rief die Königin aufathmend. „Ich danke Ihnen, mein Herr! Sie sehen wohl, daß Sie das Schicksal falsch beschuldigen, denn Sie haben mir soeben eine Freudenbotschaft gebracht! Nochmals, ich danke Ihnen! Denn ich weiß jetzt! Ich entsinne mich! Ich habe Ihnen noch mehr zu danken. Sie waren es, welcher in der National-Versammlung die Stimme erhob und für die Unverletzbarkeit auch der Königin votirte.“

Es war nicht Ihre Schuld, und, — glauben Sie es mir, auch nicht die meinige, daß Ihre Stimme vereinzelt blieb, daß Niemand sich Ihnen angeschlossen. Man hat den König für unverletzlich erklärt, aber nicht die Königin. Und jetzt, nicht wahr, jetzt will man mich verletzen. Sagen Sie mir, was ist es? Weßhalb sendet meine treue Campan Sie zu mir?“

„Majestät, ich soll Sie beschwören, nach Versailles zu kommen!“

„Was giebt es dort?“

„Noch nichts, Majestät. Aber, — ich war in der Frühe dieses Morgens noch in Paris, und was ich dort gesehen, bestimmte mich, sofort wieder umzukehren, um Eurer Majestät Nachricht zu bringen, um Eure Majestät zu warnen.“

„Was ist denn? Warum zögern Sie? Sprechen Sie frei heraus!“

„Majestät, ganz Paris ist in Bewegung, ganz Paris marschirt nach Versailles.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Marie Antoinette hastig. „Was will Paris? Will es die National-Versammlung bedrohen? Erklären Sie sich doch, denn Sie sehen wohl, ich verstehe Sie nicht.“

„Majestät, das Volk von Paris hungert. Die Bäcker haben nichts gebacken, denn sie behaupten, es sei kein Mehl mehr vorhanden. Die Feinde des Königthums haben die Erregung der Gemüther benutzt, um das Volk, um sogar die Frauen aufzuwiegeln. Das Volk hungert, das Volk kommt nach Versailles, um den König um Brod zu bitten. Zehntausend Weiber sind auf dem Wege nach Versailles, begleitet von bewaffneten Manneschaaren.“

„Lassen Sie uns eilen, mein Herr, ich muß zu meinen Kindern,“ rief die Königin, und mit lebhaften Schritten eilte sie vorwärts. Keinen Blick mehr des Abschieds, kein Lebenswohl mehr für die Meierei von Trianon! Und doch ist es das letzte Mal, daß Marie Antoinette dieselbe betritt! Sie wird nicht mehr hierher zurückkehren, sie wendet Trianon für immer den Rücken. Besügelten Schrittes geht sie vorwärts; Toulan wagt es nicht, sie anzureden, und sie hat vielleicht seine Gegenwart ganz und gar vergessen. Sie weiß nicht, daß ein Getreuer ihr nahe ist, sie weiß nur, daß ihre Kinder in Versailles sind, und daß sie zu ihnen hin will, um sie zu beschützen, hin auch zu dem König, um mit ihm zu sterben, wenn es sein muß.

Jetzt, da sie nicht mehr fern waren von der großen Allee des Parks von Versailles, jetzt kam der Graf von Saint-Priest dahergerannt, und seine bestürzten Mienen, sein schreckensbleiches Gesicht bestätigten der Königin die Nachrichten, welche Toulan ihr gebracht.

„Majestät,“ sagte der Graf athemlos, „ich wollte mir erlauben, Ew. Majestät in Trianon aufzusuchen. Es sind schlimme Nachrichten angelangt.“

„Ich weiß es,“ erwiderte die Königin ruhig. „Zehntausend Frauen marschiren nach Versailles. Herr

Toulan hat mich benachrichtigt, und Sie sehen wohl, ich komme, um die Frauen zu empfangen.“

Doch auf Einmal blieb sie stehen und wandte sich an Toulan, der hinter ihr herschritt wie der getreue Diener seiner Herrin!

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich danke Ihnen, und ich weiß, daß ich auf Sie rechnen darf. Ich bin gewiß, daß Sie auch heute, wie immer, für unser Wohl bedacht sein, und des Schwures der Treue eingedenk bleiben werden, welchen Sie einst in meine Hand geleistet. Leben Sie wohl! Gehen Sie in die National-Versammlung! Ich gehe in das Schloß, und thun wir Jeder seine Pflicht!“

Sie grüßte Toulan mit einem leisen Neigen ihres Hauptes, einem leuchtenden Dankesblick ihrer schönen Augen, und schritt dann weiter, die große Allee hinauf, dem Schlosse zu.

Alles war in Versailles in Verwirrung und Bewegung. Alles lief durcheinander, Alles hatte den Kopf verloren. Jeder fragte, und Keiner antwortete, denn der Einzige, welcher zu antworten hatte, der König, war nicht da! Er war noch nicht heimgekehrt von der Jagd in Meudon!

Die Königin aber war da, und sie übernahm mit stolzer Ruhe, mit furchtloser Ueberlegung das Amt des Königs. Sie sandte vor allen Dingen den Stallmeister des Königs, den Marquis von Cubières, dem König entgegen, um ihn zur eiligen Heimkehr zu veranlassen. Sie beauftragte den Grafen von Saint-Priest, den Minister des Innern, eine Abtheilung der Gardien in das Innere des Schlosses zu legen, sie ermunterte die verzagten Frauen, sie lächelte ihren Kindern, welche scheu und angstvoll über die Verwirrung, welche sie umgab, sich zu der Königin flüchteten, und sich an sie anklammerten, freundlich zu.

Immer schlimmere Nachrichten kamen indessen in das Schloß. Es waren gleichsam die Sturmvögel, welche dem Orkan voranzogen. Sie meldeten die nahe Ankunft des Volkes von Paris, der Weiber, die jetzt nicht mehr unbewaffnet waren, denen Tausende von Nationalgardisten sich angeschlossen hatten, welche, um dem Juge der Weiber ein imposanteres und stolzeres Ansehen zu geben, auch zwei Kanonen mit sich gebracht hatten, und mit Messern und Flinten, und Piken und Hacken bewaffnet, wilde Kriegeslieder singend, jetzt heran marschirten im Gefolge der Weiber.

Die Königin hörte Alles ohne Schrecken, ohne Furcht an. Sie befahl den Frauen, welche weinend und wehklagend sie umringten, sich in die inneren Gemächer zu begeben, und den Dauphin und Madame zu beschützen und zu bewachen, die Thüren hinter sich zu verschließen, und Niemand einzulassen, Niemand, außer ihr.

Mit einem Kusse nahm sie von ihren Kindern Abschied, und hieß sie furchtlos sein und unbekümmert. Sie blickte ihnen nicht nach, als die Frauen sie von

dannen führten, sie athmete hoch auf, da die Thüren sich hinter ihnen schlossen.

„Jetzt habe ich Muth, Alles zu ertragen,“ sagte sie zu Herrn von Saint-Priest. „Meine Kinder sind in Sicherheit! Wenn nur erst der König da wäre!“

In demselben Moment öffnete sich die Thüre und der König trat ein. Marie Antoinette eilte ihm entgegen, warf sich mit einem lauten Freudenruf in seine Arme, und lehnte ihr Haupt, das vorher so muthig und so stolz gehoben war, matt an seine Schulter.

„O Sire, mein theurer Sire, Gott sei Dank, daß Sie da sind. Nun fürchte ich nichts mehr! Sie werden uns nicht untergehen lassen in Schmach und Elend! Sie werden allen diesen Verzagten Muth einflößen, und den Unthätigen sagen, was sie zu thun haben. Sire, Paris marschirt gegen uns, aber mit uns ist Gott und Frankreich! Sie werden die Ehre Frankreichs und Ihrer Krone vertheidigen gegen die Empörer und Rebellen!“

Der König antwortete verlegen, ausweichend. „Man muß zuerst hören, was die Leute wollen,“ sagte er, „man darf ihnen nicht drohend entgegen treten, man muß erst mit ihnen unterhandeln.“

„Sire,“ rief die Königin entsetzt, „mit den Rebellen unterhandeln heißt ihnen Recht geben, und Sie werden, Sie können das nicht wollen!“

„Ich will mit meinen Ministern berathen,“ sagte der König, auf die Minister hindeutend, welche, von Herrn von Saint-Priest berufen, eben in das Gemach eintraten.

Aber welche Berathung war dies! Jeder machte Vorschläge, und doch war Jeder rathlos! Niemand wollte es wagen, die Verantwortung des kühnen Handelns auf sich zu nehmen, und doch fühlte Jeder, daß mit jeder Minute die Gefahr sich vergrößerte, daß etwas geschehen müsse. Aber was? Das war die Frage, welche Niemand zu entscheiden wagte, der gegenüber auch der König stumm blieb! Nur die Königin nicht.

„Sire,“ rief sie mit glühenden Wangen, mit blizenden Augen, „Sire, Sie haben das Königthum zu retten und zu vertheidigen gegen die Revolution. Der Kampf ist da, und man darf ihm nicht ausweichen. Rufen Sie Ihre Gardien, stellen Sie sich an ihre Spitze und erlauben Sie mir, an Ihrer Seite zu bleiben. Wir dürfen uns nicht der Revolution unterwerfen, und wenn wir sie nicht bezwingen können, so darf sie doch nur über unsere Leichen in das Schloß der Könige eintreten. Sire, wir müssen entweder als Könige leben, oder als Könige zu sterben wissen!“

Aber Ludwig beantwortete diesen Ausschrei einer kühnen Frauenseele nur mit Zurückhaltung, mit Schüchternheit. Pläne wurden gemacht und verworfen, man berieth, man deliberrte immer noch, als von der Strafe herauf schon das wilde Geseul des Volkes ertönte.

Die Königin hatte sich bleich und doch ruhig aus dem Beratungszimmer in das Nebengemach zurückge-

zogen. Da lehnte sie an der Thür, und horchte auf die Worte der Minister, und auf die ängstlichen Rathschläge der Hofherren, auf die Berichte, welche Neuzinkommende von den Straßen herindrachten.

Das Volk war da, es strömte durch die Straßen von Versailles heran nach dem Schlosse. Die Nationalgarde von Versailles hatte mit den Parisern fraternisirt. Man hatte einzelne Soldaten von der königlichen Garde bedroht und insultirt, sie von ihren Pferden heruntergerissen!

Die Königin hörte das Alles, und hörte dazu die Berathungen des Königs und seiner Minister, welche immer noch nicht zu einem festen Entschlusse kommen konnten, welche schwankten und überlegten, während von der Straße her die fürchterliche Entscheidung immer näher heranrückte.

Schon knallen Flintenschüsse auf dem großen Plage vor dem Schlosse, man hört wildes Geschrei, laute, freischende Stimmen. Marie Antoinette verließ ihre Stelle an der Thür und eilte an das Fenster, von welchem man einen Ueberblick über den Platz vor dem Schlosse hatte.

Sie sah diese düstere Staubwolke, welche sich dort links aus der Pariser Straße heranwälzte, sie sah die ihnen voraufliegenden herrenlosen Pferde einzelner Gardes du Corps, welche das Volk getödtet haben mochte. Sie hörte das wüthende Gebrause, welches wie eine vom Sturmwind getriebene Welle immer näher heranrauschte, und sie sah jetzt diese schwarze, unheimliche Welle aus der Pariser Straße sich heranwälzen mit Donnergeheul, mit Wuthgebrüll.

Welch' eine fürchterliche Masse! Seulende, freischende Weiber mit aufgelöstem Haar, mit wüthenden Geberden die nackten Arme gegen das Schloß drohend erhebend, die Augen flammend, der Mund von Verwünschungen überströmend. Wilde Männergestalten mit zerrissenen Blousen, die Aermel über den bestaubten und beschmutzten Armen aufgestreift, mit den Piken, den Messern, den Flinten hinauf drohend nach dem Schloß, dazwischen Nationalgardisten, Arm in Arm mit den Blousenmännern, den Weibern. Zuweilen wüthendes Schreien und Loben, dann gellendes Lachen, oder drohende Ausrufungen!

Näher und näher wälzte sich diese unheimliche Woge des Verderbens heran zu dem Königsschloß. Nun ist sie da! Nun schlagen wüthende Fäuste an die eisernen Gitter vor dem innern Schloßhof, und drohende Stimmen begehren Einlaß, und hundert und hundert Weiber freischend mit wilden Geberden: „Wir wollen hinein! Wir wollen den Bäcker sprechen! Wir wollen die Gedärme der Königin essen, wenn wir sonst nichts zu essen bekommen!“

Und tausend und tausend Weiberstimmen wiederholen es: „Ja! Wir wollen die Gedärme der Königin, wenn wir sonst nichts zu essen bekommen!“

Marie Antoinette trat von dem Fenster zurück, ihre

Miene war ernst und trostlos, ein verächtliches Lächeln umspielte ihre stolz emporgezogene Oberlippe, ihr Haupt war hochgehoben, ihr Gang entschlossen, würdevoll.

Sie begab sich wieder zum König und seinen Ministern.

„Sire,“ sagte sie, „das Volk ist da. Zum Fliehen, wie Sie es wollten, ist es nun zu spät. Es bleibt Ihnen nun nichts mehr übrig, als sich zu vertheidigen, und dem Dauphin, Ihrem Sohne, wenigstens die Krone zu retten, wenn sie von unserm Haupte fällt!“

„Es bleibt uns noch übrig, das Volk zu seiner Pflicht zurückzuführen,“ erwiderte der König sanft. „Man hat es über uns getäuscht, man hat es aufgeregt. Wir wollen versuchen, es zu versöhnen, und es über uns und unsere väterlichen Absichten aufzuklären.“

Die Königin starrte einen Moment wie entsetzt in das sanfte, lächelnde Angesicht des Königs, dann mit einem tiefen Schmerzenslaut, der wie das letzte Stöhnen eines Sterbenden aus ihrer Brust hervorkam, wandte sie sich ab, und schritt dem Prinzen von Luxemburg, dem Capitain der Gardes du Corps, entgegen, der eben in den Saal eintrat.

„Wollen Sie uns melden, daß das Volk das Schloß erobert hat?“ rief sie mit einem zornigen, letzten Aufschrei ihrer Seele.

„Madame,“ erwiderte der Prinz, wenn das geschehen wäre, würde ich nicht lebend hier sein. Nur über meine Leiche wird der Pöbel in dieses Schloß eindringen.“

„Ach,“ murmelte Marie Antoinette in sich hinein, „es giebt noch Männer in Versailles, es sind noch Tapfere da, welche uns vertheidigen!“

„Was bringen Sie, Capitain?“ fragte der König, der jetzt herantreten war.

„Sire, ich komme, mir Ihre Befehle zu holen,“ erwiderte der Prinz, sich ehrsüchtig voll vernieugend. „Diese Cohorte scheußlicher Megären wird immer wüthender, immer unverschämter. Tausend und tausend Arme rütteln an den Gittern, man feuert wohlgezielte Flintenschüsse auf die Gardes du Corps. Ich ersuche Ew. Majestät, mir Befehle zu ertheilen, um den Angriff der wüthenden Weiber zurückzuweisen!“

„Welch' eine Idee, Capitain,“ rief Ludwig achselzuckend. „Befehle zum Kriegsangriff gegen Weiber! Sie scherzen, Prinz.“

Und der König wandte sich an den Grafen La Marck, der eben in den Saal eingetreten war. „Sie kommen mit einer neuen Nachricht. Was ist es, Graf?“

„Sire, die Weiber verlangen durchaus mit Eurer Majestät zu sprechen, um Ihnen ihre Klagen vorzutragen.“

„Ich will sie hören,“ rief der König lebhaft. „Sagen Sie den Frauen, sie sollen sechs aus ihrer Mitte

* Des Königs eigene Worte. Siehe: Weber: Mémoires Vol. I. pag. 433.

auswählen, und führen Sie dieselben dann in mein Cabinet. Ich begehre mich dorthin.“

„Sire, Sie wollen der Revolution Audienz geben,“ rief Marie Antoinette, indem sie festig den Arm des Königs festhielt, welcher sich anschickte, den Saal zu verlassen. „Ich beschwöre Sie, mein Gemahl, lassen Sie sich nicht hinreißen von Ihrem großmüthigen Herzen! Lassen Sie die Majestät des Königthums nicht von den wüthenden Händen dieser Furien beschmutzt werden! Bleiben Sie! Oh Sire, wenn meine Bitten, meine Wünsche irgend etwas über Sie vermögen, bleiben Sie! Senden Sie einen Ihrer Minister, um in Ihrem Namen mit den Weibern zu verhandeln. Aber confrontiren Sie nicht die Würde Ihrer Krone mit der Frechheit der Weiber! Sire, diesen Weibern Audienz geben heißt der Revolution Audienz geben! Und von dem Augenblicke an, wo das geschieht, ist die Revolution die Siegerin über das Königthum! Gehen Sie nicht, oh gehen Sie nicht!“

„Ich habe mein Wort gegeben, Marie,“ erwiderte Ludwig sanft. „Ich habe den Frauen sagen lassen, daß ich sie empfangen wolle, und diese Frauen sollen nicht sagen, daß sie gleich das erste Mal, wo ihr Fuß das Schloß ihres Königs betreten hat, von diesem Könige getäuscht worden sind. Und sehen Sie nur, da kehrt der Graf schon zurück, um mich abzuholen!“

Und der König folgte hastigen Schrittes dem Grafen La Marck, der eben wieder in der Thür des Saales erschienen war.

Sechs Weiber, von wilder Geberde, mit bestaubten schmutzigen Kleidern, das Haar verwirrt unter den runden, weißen Mützen hernieder hängend, waren in dem Cabinet des Königs versammelt, starrten dem Eintretenden entgegen mit wilden trostigen Augen. Aber sein sanftes mildes Erscheinen, seine leutselige Stimme schien sie zu überraschen, und Louise Chably, die Sprecherin, welche die Weiber sich erwählt hatten, fand nur schwächliche, bescheidene Worte, um dem Könige das Unglück, die Noth und den Jammer des Volkes zu schildern, um ihn um Abhülfe und Erbarmen anzusehen.

„Ach, meine Kinder,“ erwiderte der König seufzend, „glaubt es mir nur, es ist nicht meine Schuld, daß Ihr unglücklich seid, und ich bin noch viel unglücklicher als Ihr. Ich werde den Directoren der Kornmagazine von Corbeil und D'Estampes Ordre ertheilen, alles Korn und Mehl, was sie erübrigen können, herzugeben. Wenn man immer meinen Befehlen gehorcht hätte, stände es besser um uns Alle! Könnte ich Alles selbst thun, darauf achten, daß überall meine Befehle pünktlich ausgeführt werden, so würdet Ihr nicht unglücklich sein, und Ihr würdet wenigstens erkennen müssen, daß Euer König Euch liebt, wie ein Vater seine Kinder, und daß nichts ihm so sehr am Herzen liegt, als Euer Wohl! Geht, meine Kinder, sagt das Euren Freundinnen, sagt ihnen, daß

sie der Liebe ihres Königs vertrauen, und friedfertig wieder heimkehren sollen nach Paris!“

„Es lebe der König! Es lebe unser Vater!“ riefen die besänftigten, gerührten Frauen, als sie zitternd mit Thränen in den Augen das Cabinet des Königs verließen, um hinabzugehen und den Weibern drunten zu wiederholen, was der König ihnen gesagt.

Aber dieser Ruf fand keinen Anklang mehr unter den aufgeregten Massen.

„Wir hungern, wir wollen Brod haben,“ schrien die Weiber. Wir lassen uns nicht mehr mit Worten abspesen. Der König soll uns Brod geben, dann werden wir sehen, daß er uns wie ein Vater liebt, dann wollen wir nach Paris zurückkehren. Wenn der Bäcker glaubt, daß er uns mit Worten satt machen kann, mit schönen Redensarten uns heimschicken kann, dann hat er sich geirrt!“

„Wenn er kein Brod hat, soll er uns die Bäckerfrau zu verspeisen geben,“ brüllte ein Mann mit einer Pike im Arm, einer rothen Mütze auf dem Haupt.

„Die Bäckerfrau hat all unser Brod gegessen, es ist nicht mehr als billig, daß wir sie jetzt essen!“

„Die Gedärme der Königin,“ erneuerte sich der Ruf, „gebt uns die Gedärme der Königin!“

Marie Antoinette hörte diesen Ruf, aber er schien sie nicht zu erschrecken. Mit einer hebeitsvollen, stolzen Bewegung wandte sie den leuchtenden Blick den Ministern, den Cavalieren zu, welche bleich und rathlos um das Königspaar sich versammelt hatten.

„Ich weiß, dies Volk ist von Paris gekommen, um meinen Kopf zu fordern! Ich habe aber von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und ich werde ihn mit Standhaftigkeit und Muth erwarten.“

Und standhaft und muthig blieb Marie Antoinette diesen ganzen fürchterlichen Abend, der jetzt mit seinen schwarzen Fittigen sich über Versailles niedersenkte.

Draußen tobte der Aufruhr, sang die Revolution, der Haß, die Wuth der aufgestachelten Menge blutige Lieder, schlichen verüllte, verkappte Gestalten, die Führer der Revolution unter den Massen umher, feuerten sie an zu neuen Ausbrüchen der Wuth, hezten den Groll gegen den Bäcker, die Bäckerfrau zu neuen Flammen an. Man zündete Fackeln an, um sich die schwarze Nacht zu erhellen, und das blutrothe Licht schien die Gemüther noch mehr zu entflammen. Wilde Tänze, mit den Fackeln in den Händen, wurden ausgeführt von den Weibern, und die Männer brüllten dazu als Accompagnement die Lieder, welche den König verspotteten und der Königin den Tod droheten.

* Des Königs eigene Worte. Siehe: A. de Beauhousne, Louis XVI. Sa vie, son agonie etc. I. pag. 43.

† Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Gondrecourt. Histoire de Marie Antoinette. pag. 194.

Zuweilen schlugen die Fackeln mit ihrem flackernden Glanz, ihrem Widerschein hinein in die Säle des Königsschlosses, in denen alle Minister, alle Diener des Königs in feiger Muthlosigkeit, in entsetztem Schweigen sich befanden. Aber unter allen diesen Rathgebern des Königs befand sich nur ein Mann — dieser Mann war die Königin Marie Antoinette! Sie allein behielt ihre Standhaftigkeit, ihre Entschlossenheit; sie sprach mit Jedem, hatte für jeden ein freundliches, ermunterndes Wort. Sie ermahnte die Verzagten, sie versuchte zuweilen sogar noch, den König zu festen Entschlüssen anzufeuern, und beklagte sich dennoch nicht, wenn es ihr mißlang.

Einmal leuchtete ihr Antlitz noch auf in Hoffnung und Freude. Das war, als eine Anzahl Deputirten, geführt von Toulan in den Saal eintrat, um dem Königspaar ihre Dienste anzubieten, und um die Erlaubniß zu bitten, in der Umgebung des Königs und der Königin bleiben zu dürfen.

Aber kaum war ihnen diese Bitte gewährt, als die beiden Secrétaire des Präsidenten der Nationalversammlung in den Saal eintraten, um im Namen des Präsidenten die Deputirten an ihre Pflicht zu mahnen, sich sofort in den Sitzungsaal zu begeben, in welchem man sich so eben zu einer nächtlichen Sitzung versammelte, um zu berathen, was geschehen solle.

„Sie rufen unsere letzten Freunde von uns ab,“ murmelte die Königin, „denn sie wollen, daß wir ganz ohne Schutz und Beistand sein sollen!“

Auf einmal ward das Geschrei und Gebrüll unten auf dem Plage noch lauter, noch wüthender. Flintenschüsse ertönten, dazwischen hörte man das Brausen des vieltausendstimmigen Aufruhrs, das auf einmal überläutet ward von dem Donner eines Kanonenschlages. Wassengeklirr, Geräusch heransprengender Pferde ertönte, dann wieder Gewehrscüsse, Geschrei von Verwundeten!

Der König hatte sich zu einer letzten Berathung mit seinem Ministern und einigen Getreuen zurückgezogen. Bei diesem furchtbaren Lärm, diesem Gewehrfeuer, diesem Triumphgeschrei galt sein erster Gedanke der Königin. Er erhob sich hastig und eilte in den Saal.

Niemand war da, der rothe Schein der Fackeln warf von unten herauf grelle Lichter durch den verödeten Saal, und zeichnete hier und da wunderbare Schatten verzerrter Menschengestalten mit erhobenen Armen, mit drohenden Fäusten an die Wand.

Hastig durcheilte der König den so grauenhaft beleuchteten Saal, rief mit lauter Stimme nach der Königin, stürzte in ihr Cabinet, dann in ihr Schlafzimmer — aber auch dort war Marie Antoinette nicht zu finden, gab Niemand Antwort auf den angstvollen Ruf des Königs.

Von draussen nur tönte es immer wilder, immer entschlicher, das tobende Geheul, das Fluchen und Schreien.

Der König sprang die kleine Treppe hinauf, welche zu den Gemächern der Kinder von Frankreich führte, hastig nun durch das verödete Vorzimmer, wo die Thür geöffnet war, welche in das Schlafgemach des Dauphins führte.

Und in dieser Thür bleibt Ludwig stehen, und schauet aufathmend auf die Gruppe hin, welche seinem gerührten Auge sich darbietet.

Der Dauphin liegt in seinem Bettchen und schläft mit ruhig lächelndem Angesicht. Vor dem Bette steht Marie Antoinette, hoch aufgerichtet, in stolzer, ruhiger Haltung.

„Marie,“ sagte der König tief bewegt, „Marie, ich suchte Sie!“

Die Königin wandte langsam das Haupt zu ihm um, und deutete auf den schlummernden Prinzen. „Sire,“ erwiderte sie ruhig, „ich war auf meinem Posten.“

Ludwig, hingerrissen von dieser Majestät der Mutterliebe, eilte zu seiner Gemahlin hin, und schloß sie in seine Arme. „Bleibe bei mir, Marie,“ sagte er, „verlasse mich nicht. Lösse mir Deinen Muth und Deine Entschlossenheit ein!“

Die Königin seufzte und schüttelte traurig ihr Haupt. Sie hatte kein Wort des Vorwurfs, sie sagte es nicht, daß sie nicht mehr an den Muth, die Entschlossenheit des Königs glaube, daß sie keine Hoffnung mehr habe.

Jetzt öffneten sich die beiden Thüren des Gemaches. Von der einen Seite kamen die Frauen der Königin, und die Gouvernante des Dauphins, von der andern Seite einige Cavaliere des Königs, um ihn abzurufen in den Saal der Audienzen.

Nach dem ersten Schrecken hatte Jeder sich wieder ausgerafft zum Bewußtsein, zur strengen Pflichterfüllung, beiseiterten sich Alle, dem König und der Königin unaufgefordert die Schwüre der Treue darzubringen.

Die Cavaliere kamen, um dem Könige zu melden, daß etwas Neues sich begeben habe, und daß dies die Veranlassung des furchtbaren Getöses drunten auf dem Plage gewesen.

Die Nationalgarde von Paris war angelangt, sie hatte mit der Nationalgarde von Versailles, mit dem Volke fraternisirt, sie war von den Weibern mit Jubelgeschrei, von den Männern mit Flintenschüssen begrüßt worden. Dann war der General Lafayette in das Schloß eingetreten, um dem Könige seine Dienste anzubieten, und er ließ jetzt die Majestäten um Audienz ersuchen.

„Kommen Sie, Madame,“ sagte Ludwig, schnell erheitert, „lassen Sie uns den General empfangen. Sie sehen wohl, es steht nicht so schlimm mit uns, als Sie denken! Wir haben noch treue Diener, welche zu unserm Beistande herbeieilen!“

* Dieses Zwiegespräch, so wie diese ganze Scene ist historisch. Siehe: Beauchesne, Louis XVII. I.

Die Königin erwiderte nichts, sie folgte ruhig und sanft dem Könige in den Saal, in welchem Lafayette, umgeben von den Ministern, den Cavalieren, sich befand, und beim Eintritt des königlichen Paares demselben entgegengeliegt zur ehrfurchtsvollen Begrüßung.

„Sire,“ sagte der General Lafayette mit heiterer Zuversicht, „Sire, ich bin hieher gekommen, um Eure Majestäten und die Nationalversammlung zu schützen gegen alle Diejenigen, welche es wagen wollen, dieselben zu bedrohen!“

„Sind Sie von der Treue und Zuverlässigkeit Ihrer Truppen überzeugt?“ fragte die Königin, deren flammende Augen auf dem Antlitz Lafayettes ruhten, als wollte sie auf demselben seine innigsten Gedanken lesen.

Aber diese Augen verwirrten die heitere Ruhe des Generals nicht. „Ich weiß, Madame, daß ich auf die Treue meiner Soldaten zählen darf,“ erwiderte er ruhig. „Sie sind mir bis in den Tod ergeben, und sie werden, da ich es ihnen befehle, über die Sicherheit des Königs und der Königin wachen, und jede Beleidigung von ihnen abwehren.“

Die Königin überhörte das Beleidigende dieser prahlerischen Worte, sie gab sich den Anschein, ihnen Glanzen zu schenken. Sie glaubte ihnen zuletzt wirklich, denn Lafayette wiederholte mit so tiefer Ueberzeugung, daß von jetzt an für den König und die königliche Familie nichts mehr zu fürchten, daß alle Gefahr vorüber sei. Die Posten sollten in dieser Nacht von seinen Truppen besetzt werden; die Pariser Nationalgarde sollte die Ruhe und den Frieden in Versailles wieder herstellen, und die Volksmassen überwachen, welche sich auf dem großen Plage vor dem Schlosse gelagert hatten.

Lafayette sagte gut für seine Armee, für die heulenden, brüllenden Weiber, für die fluchenden, rasenden Männer!

Und der König ließ sich beruhigen von diesen Versicherungen des Generals Lafayette, und auch Marie Antoinette that es endlich!

Der König ertheilte den Gardes du Corps Befehl, nach Rambouillet zu marschiren, und nur die dienstthuenden Wachen blieben im Schlosse zurück.

Rings um das Schloß bezogen die Soldaten Lafayettes die Posten. Der General machte noch einmal bei ihnen Allen die Runde und dann, als ob man sich in der größten Ruhe und Sicherheit befände, — dann begab sich der General Lafayette in das Palais Noailles, um dort zu übernachten, und in ruhigem Schlasse sich zu erquickten von den Mühen des Tages.

Auch der König hatte sich in seine Gemächer begeben, und die Kammerdiener, welche Sr. Majestät beim Auskleiden behülflich gewesen, hatten das Schlafgemach noch nicht verlassen, als das laute, gleichmäßige Athmen, das hinter den Seidenvorhängen des Bettes

hervordrang, ihnen sagte, daß der König bereits in Schlaf gesunken.

Auch die Königin hatte sich zur Ruhe begeben, und indem sie müde und schwer ihr Haupt in die Kissen niederstinken ließ, hatte sie liebreich auch ihre beiden Frauen gebeten, sich gleichfalls niederzulegen.

Stille herrschte nun in dem dunkeln Schlosse zu Versailles. Der König und die Königin schliefen.

Aber durch die öden, dunkeln Säle, welche heute so viel Angst und Schrecken erfüllt hatte, tönte jetzt der Wiederhall der tobenden und brüllenden Stimmen, welche von dem Plage emporschallten, und welche Verwünschungen gegen die Königin austießen.

Im Schlosse von Versailles schlief man, aber draussen vor dem Schlosse wachte der Aufruhr, der Haß, und umschlich mit wilden Mordgedanken das Schloß der Könige von Frankreich!

Wie halb, und diese Gedanken sollten zur That werden! Schlafe nur, Marie Antoinette, schlafe! Eine letzte Stunde der Ruhe, der Sicherheit!

Eine letzte Stunde! Noch ehe der Morgen dämmert, wird der Haß Dich wecken, und der Mord seine graufige Stimme erschallen lassen durch die Säle der Könige von Frankreich!

13.

Die Schreckensnacht.

Marie Antoinette schlief! Die furchtbaren Aufregungen des vergangenen Tages und des stürmischen, von so vielen Ereignissen bewegten Abends hatten die Kräfte der Königin erschöpft, und sie war in jenen tiefen traumlosen Schlaf gesunken, den die mitleidige und gnabenvolle Natur zuweilen Denen sendet, welche das Schicksal heim sucht mit großem Leid und schwerem Unheil!

Marie Antoinette schlief. Im Innern des Schlosses herrschte tiefe Ruhe, und von dem Hofe des Schlosses hatte sich Lafayette zurückgezogen, um auch zu schlafen. Dort unten aber auf diesem Hofe wachte die Revolution und spähte hinauf zu den dunklen Mauern und suchte mit den Blicken des Hasses und der Rache nach den Fenstern, hinter welchen die Königin von Frankreich schlief.

Das Königthum hatte in Frankreich seit Jahrhunderten so viel gesündigt, so viel verbrochen, daß die Liebe des Volkes sich endlich in Haß verwandeln mußte. Das Königthum hatte in Frankreich so lange „Wind gesäet,“ daß es sich jetzt nicht wundern durfte, wenn es Sturm erndten mußte. Die Verbrechen, die Schuld, die Immoralität, welche Ludwig der Bierzehnte, welche der Regent von Orleans, welche Ludwig der Fünfte zehnte auf dem Boden Frankreichs gesäet, hatten einen